

# Editorische Bemerkungen zur zweiten Ausgabe

Morten Paul, Felix Vogel

## Architekturen

Das *Handbuch für Architektur* (1880–1943) gibt 1905 den für Studierende in Hörsälen zu berechnenden Platz an. Als Mittelsatz reiche eine Breite von 70 x 85 cm Tiefe aus. „Etwas größere Abmessungen, bis 0,80 x 1,00 m, wird man zu wählen haben, wenn in Vorlesungen, wie bei denjenigen über Kunstwissenschaft, Astronomie, Anatomie, Architektur usw., öfter Kupferwerke, Atlanten, Mikroskope usw. herumgereicht werden; etwas kleinere, von etwa 0,55 x 0,75 m, wenn die Zuhörerzahl in einem Hörsaal sehr groß wird und über 100 hinausgeht.“<sup>1</sup> Arbeitsplätze in Lesesälen werden mit einer Größe von 1,67 bis 1,86 qm beziffert, wobei dies nur für „Volksbibliotheken“ ausreicht, nicht aber für „Lesesäle, in denen wissenschaftliche Studien betrieben werden“.<sup>2</sup> Hier müsse man mit Maßen zwischen 2,64 qm (Universitätsbibliothek Graz) und 4,60 qm (British Museum) kalkulieren. Wenngleich neben zentimetergenauen Abmessungen auch infrastrukturelle Notwendigkeiten (von der Beleuchtung bis zum Klosett) erwähnt werden, verrät das *Handbuch* kaum, was in diesen Räumen genau gearbeitet wird und weshalb wissenschaftliche Forschung und Lehre auf exakt solche Gebäude angewiesen sind. Zumindest implizit erscheint die Universität in ihrer Funktion als Disziplinierungsanstalt. Gerade weil die Architektur in erster Linie an funktionalen Kriterien orientiert scheint, kann sie (hintergründig) eine disziplinierende Funktion erfüllen. Ihre Disziplinierungsfunktion hat die Universität auch hundert Jahre später nicht eingebüßt. Diese hat unter neuen Vorzeichen, im Zuge der neoliberalen Umstrukturierung der Universität, wie sie sich nicht zuletzt in der Universitätsarchitektur ausdrückt, eine Veränderung erfahren.<sup>3</sup> Die Beiträge in diesem Heft verfolgen diese Veränderung anhand von Auseinandersetzungen mit der architektonischen Dimension der Universität seit 1945 nach.

Räumlich manifestiert sich das neue (Selbst-)Verständnis der Universität in zwei scheinbar gegenläufigen Tendenzen: der Schwächung der Einheit räumlicher Strukturen und der Schaffung von Prestigebauten. Die zunehmende Verteilung und Auslagerung der universitären Lehre (*E-Learning*) führt zu einer räumlichen Diffusion. An die Stelle des Hörsaals tritt der Computer, der prinzipiell in jedem Raum und zu jeder Zeit zur Verfügung stehen kann.<sup>4</sup> Die disziplinierende und kontrollierende Asymmetrie zwischen Lehrenden und Studierenden bleibt erhalten, wird aber nicht mehr durch eine innenräumliche Ordnung wie die im *Handbuch der*

Architektur beschriebene strukturiert, sondern durch das Design der digitalen Umgebungen/Plattformen, die im Zweifelsfall noch den ‚störenden‘ Zwischenruf verunmöglichen. Aus dieser Tendenz zur Auflösung einer durch Bauten hergestellten räumlichen Einheit folgt jedoch nicht, dass die Bauaufgabe Universität der Vergangenheit angehört. Im Gegenteil zeigt sich, dass in den letzten zwanzig Jahren eine Vielzahl von Prestigebauten in genau diesem Sektor entstanden ist: Besonders in den oft spektakulären Bibliotheksneubauten drückt sich das veränderte Verständnis der gesellschaftlichen Funktion der Universität aus:<sup>5</sup> Neben Museen und Opernhäusern dürfen daher Universitätsgebäude im Portfolio von globalen Stararchitekt\_innen wie Norman Foster, Zaha Hadid, Herzog & de Meuron oder Daniel Libeskind nicht fehlen. Die repräsentative Funktion von Architektur verweist heute tendenziell weniger, wie noch in den Campusanlagen der Reformuniversität,<sup>6</sup> auf den Staat und dessen Idee von Bildung, viel eher wird Architektur im Zuge der Korporatisierung zum Wettbewerbsfaktor zwischen den Universitäten. In Deutschland wurden mit den Geldern der Exzellenzinitiative vielerorts Gebäude errichtet oder Prachtbauten vergangener Architekturepochen (zumeist unter Aussparung der Nachkriegsmoderne) erworben, die fast ausschließlich der Forschung Raum bieten. Zwar gehören derartige Einrichtungen – Kollegienhäuser, *Centers for Advanced Studies* etc. – schon länger zur Standardausstattung renommierter Universitäten, jedoch scheinen sie für die Selbstdarstellung der Universität an Bedeutung zu gewinnen. Ein Imagefilm der Universität Konstanz über das zum Exzellenzcluster gehörende Kulturwissenschaftliche Kolleg zeigt dies exemplarisch, gerade weil es sich um herrschaftliche Architektur vergangener Jahrhunderte handelt.<sup>7</sup> Unterlegt von nicht ausgewiesener Klaviermusik werden nicht nur Statements von zufriedenen Fellows eingespielt („Manuskripte fertig schreiben“, „Ruhe“, „Austausch mit anderen Disziplinen“ etc.), sondern auch die Architektur der beiden für das Kolleg erworbenen Gebäude – die Namen sind sprechend: Bischofsvilla und Schloss Seeburg – in Szene gesetzt. Die erste Einstellung

- 1 Handbuch der Architektur, Teil 4: Entwerfen, Anlage und Einrichtung der Gebäude, 6. Halbband: Gebäude für Erziehung, Wissenschaft und Kunst, Heft 2, a: Hochschulen, zugehörige und verwandte wissenschaftliche Institute, Stuttgart 1905, S. 5.
- 2 Handbuch der Architektur, Teil 4, 6. Halbband, Heft 4: Gebäude für Sammlungen und Ausstellungen, Stuttgart 1906, S. 141.
- 3 → Entwurfskollektiv: Stühlerücken im Hörsaal. Zur Gestaltung offener Räume für offene Fragen, S. 60–71.
- 4 → Rumpfhuber, Andreas: Remote Control Space, S. 18–27.
- 5 → Wagner, Anselm: Das Rolex Learning Center von SANAA im Kontext neoliberaler Wissensökonomie,, S. 82–92.
- 6 → Hülsmann, Ines: Denken, Planen, Bauen. Zur Entstehungsgeschichte der Universität Bielefeld, S. 28–51.
- 7 Über das Kulturwissenschaftliche Kolleg Konstanz, <https://www.youtube.com/watch?v=T61JeeOEuX4>, zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.



Abb. 1 Garten Schloss Seeburg, Kulturwissenschaftliches Kolleg, Universität Konstanz, 2015



People will meet up outside the weekly presentations – which I thought was really great, since I think that many things are more easily discussed in an informal setting.

Abb. 2 Bischofsvilla, Kulturwissenschaftliches Kolleg, Universität Konstanz, 2015



Another important result is that now no one doubts that having such a place for scholarly leisure and retreat is a good thing.

Abb. 3 Blick aus der Bischofsvilla, Kulturwissenschaftliches Kolleg, Universität Konstanz, 2015



Another important result is that now no one doubts that having such a place for scholarly leisure and retreat is a good thing.

Abb. 4 Rudolf Schlögl über das Kulturwissenschaftliche Kolleg, Universität Konstanz, 2015

inszeniert den Blick von der Bischofsvilla am Seerhein durch Bäume hindurch auf das gegenüberliegende Stadtufer. Der Kontrast zum Campus der Universität Konstanz könnte nicht größer sein; er kommt in dem Imagefilm gar nicht erst vor. Stellen wir uns daher einen Gegenschnitt vor: Hier herrschaftliche Architektur, wie sie in Traditionsuniversitäten anzutreffen ist, idyllisch am Wasser und dennoch nahe dem Stadtzentrum gelegen, dort die funktionalistische Campus-Megastructure der 1970er Jahre auf einem Hügel außerhalb der Stadt. Hier die Dachterrasse für „informelle Gespräche“, dort die überfüllte Mensa, die sich Studierende und Dozierende teilen. Der Historiker Rudolf Schlögl berichtet zu Beginn des Films, wie er für seine Vision des Kulturwissenschaftlichen Kollegs als einem „Ort der Muse“ ausgelacht worden sei. Mehr amüsiert als erschrocken gibt er unter der Hand zu verstehen, dass der normale Universitätsbetrieb – und damit auch: die normale Universitätsarchitektur – eine solche Funktion nicht leistet. Dass gerade der Campus der Universität Konstanz infolge der Bildungsexpansion der 1960er und 1970er Jahre eine spezifische Version des Reformanspruchs der Universität ausdrückte, gerät wortwörtlich aus dem Blick. Das Bildregime im Genre „Imagefilm“ – selbst genuines Produkt eines veränderten Konsumkapitalismus – verweist auf die Schwierigkeit, geisteswissenschaftliche Arbeit, wie sie sich Schlögl als einen Musenkuss vorstellt, darzustellen. Die Gebäude werden zum Stand-in.

Das genannte Beispiel zeigt, dass die Arbeit der Geisteswissenschaften sowohl auf der Ebene der Praktiken wie auf der Ebene ihrer Diskursivierung mit Räumen verknüpft ist. Diese Verknüpfung ist nicht akzidentiell: Wie „Aufschreibesysteme“ an der Produktion von Wissen teilhaben, indem sie dieses medial ermöglichen, sind die notwendigen Verräumlichungen der Aufschreibesysteme, also Campusareale, Vorlesungssäle, Bibliotheken, Archive, Büros und deren Einrichtung und Möbel<sup>8</sup>, Rechenzentren und Serverräume, Stiftungshäuser und Akademien, Cafés, das Hotelzimmer und die heimische Couch, daran beteiligt, zu ordnen, zu beschränken, zu ermöglichen und hervorzubringen, was Wissen ist. Verändern sich diese Räume, verändert sich auch das Wissen – und vice versa: Vom Klosterskriptorium zur Gelehrtenstube, von der Bibliothèque Nationale zum Homeoffice mit Datenbankzugang (und dessen Einschränkung), vom Café zum Club, vom Parkplatz zum ICE, von der Mensa zum Sternerrestaurant entsprechen diesen Räumen geisteswissenschaftlicher Arbeit Ordnungen und Poetiken des Wissens. Als Modelle des Denkens, als Weisen der Strukturierung und als Imaginäres tauchen sie, oft unter der Hand, in den in ihnen produzierten Texten erneut auf. Architekturen können dann als Parerga verstanden werden, als Rahmen, die selbst als Teil dessen, was sie rahmen, gerade in ihrem Verschwinden in den Hintergrund ihre

8 → Marx, Karl: Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis, S. 72–73.

9 Vgl. Derrida, Jacques: Die Wahrheit in der Malerei, Wien 1992, S. 31–176.

Produktivität entfalten.<sup>9</sup> Umgekehrt führen Veränderungen in der Episteme, in den Poetiken und Politiken des Wissens wie in ihren Selbsterzählungen,<sup>10</sup> auch zur Veränderung der Arbeitsräume und Infrastrukturen. Verantwortlich dafür sind oft ganz handfeste Gründe, die auch außerhalb der Wissenschaft liegen, dabei jedoch über deren gesellschaftlichen Stellenwert – auch hinsichtlich des unterschiedlichen Geltungsanspruchs etwa von Geistes- und Naturwissenschaften – Aufschluss geben: Ressourcenverteilung und Platzbedarf, Nutzungsrechte und Eigentümerschaft, öffentliche Aufgabe und privates Interesse.<sup>11</sup> Räume und Räumlichkeiten sind also nie schlicht als Gebäude gegeben, sie werden selbst durch Praktiken und Narrative immer wieder aufs Neue hergestellt. Sie sind zugleich Ansatzpunkt einer Analyse der räumlichen Dimension geisteswissenschaftlicher Arbeit wie deren Effekt und als solche immer auch veränderbar. Kurzum: Schaut man sich die Architektur der Universität an, lässt sich etwas über die politische Ökonomie der Universität aussagen.

Unserer

Unsere Ausgangsthese ist, dass die spezifische Verräumlichung der Geisteswissenschaften Auswirkungen auf die Subjekte hat, die in ihnen arbeiten. In welcher Weise Subjektivierung und Verräumlichung zusammenwirken und wie sich beide unter der zunehmenden Überdetermination durch kognitive Arbeit innerhalb kapitalistischer Vergesellschaftung verändern, ist Thema der Ausgabe. Während die Universität durch das Primat kognitiver Tätigkeiten (Wissensarbeit) bestimmt ist, kommt diesen im Postfordismus sowohl ökonomisch als auch und insbesondere ideologisch eine veränderte Stellung zu. Dabei ist gerade nicht von einer Homogenisierung der Arbeitsprozesse auszugehen. Es ist vielmehr auf die Unterschiedlichkeit sogenannter immaterieller Arbeit abzuheben, zu fragen, welche Arbeiten gesellschaftlich aufgewertet und sichtbar gemacht, welche unsichtbar gemacht und abgewertet werden.<sup>12</sup> Aufgrund der diskursiven Betonung ihres immateriellen Status ist die Aufmerksamkeit für ihre materielle – und das heißt auch: räumliche – Dimension aufschlussreich. Diese Räume beziehungsweise Verräumlichungen (re-)produzieren Hierarchien und Ausschlüsse oft subtil, manchmal ganz direkt – wenn etwa der Eingang in die Universitätsbibliothek mittels elektronischer Schleusen kontrolliert wird. Von diesen Strukturen, und das heißt auch von ihrer Analyse, hängen auch die Möglichkeiten und Formen des Widerstands beziehungsweise deren Effektivität ab.

Während es bis vor wenigen Jahren noch ein gern gemachter, wenn auch immer schon bornierter Witz war, Studierenden der Philosophie eine Zukunft als sehr belebte Taxifahrer\_innen vorherzusagen, scheint sich derzeit das Blatt zu wenden – zumindest im Golden State. Vor Kurzem lüftete der Romanist Hans Ulrich

Gumbrecht in einem Vortrag das Geheimnis der guten Berufsaussichten von Absolvent\_innen eines geisteswissenschaftlichen Studiums an der Stanford University. Es heißt Google. Die Fähigkeit, welche die Absolvent\_innen laut Gumbrecht für Google attraktiv macht, ist jedoch nicht ihr kritisches Vermögen, sondern ihre ausgeprägte, an den historischen Gegenständen entwickelte Imagination. Sind Googles Angestellte damit der Idealtypus heutiger Geisteswissenschaftler\_innen? Heben sie die Idee – das heißt: die Fiktion – von kritischen, auf keine unmittelbare Verwertung zielenden Wissenschaftler\_innen in einer verwirklichten unternehmerischen Utopie auf, deren Ressourcen für die Verwirklichung der ‚Freiheit des Denkens‘ noch die der elitärsten Universitäten blamieren? Der ebenfalls in Stanford lehrende Literaturwissenschaftler Franco Moretti, als einer der Gründer des Stanford Literary Lab ein wichtiger Protagonist der *Digital Humanities*, beleuchtet das Verhältnis zwischen (Elite-)Universität und Silicon Valley jedenfalls noch einmal von einer anderen Seite: „Die Umgebung hat unsere Arbeit nicht einfacher gemacht: Denn gute Programmierer gehen hier zu Google oder Apple, die wollen keinen Job an der Uni. Wir haben nur Literaturwissenschaftsstudenten und einen Juniorprofessor, die programmieren können.“<sup>13</sup>

Zunächst ist daher vielleicht ein genauerer Blick auf die Funktion der Universität notwendig, um näher zu bestimmen, welche Subjekttypen in dieser Institution hervorgebracht werden, und anschließend das damit korrespondierende Modell der Arbeit zu ermitteln.

Gerade im Bemühen, die Unterschiede zwischen verschiedenen Formen der sogenannten Wissensarbeit nicht einzuebnen, ist nach der genauen Stellung der Universität in diesem Prozess zu fragen. Wir vermuten, dass es die historisch vorgelagerte Funktion – die des ideologischen Staatsapparats – ist, welche die Universität zum Modell eines solchen Umbaus prädestiniert. Als ideologischer Staatsapparat hatte die Universität besonders in ihrer nicht zufällig nach der napoleonischen Eroberung Preußens entwickelten Form als Humboldt-Universität eine zentrale Rolle bei der Erneuerung und Selbsterzählung des Staatswesens eines modernen Nationalstaats beansprucht. Auf diese besondere Rolle stützt sich noch die studentische Revolte um 1968.<sup>14</sup> Der aktuelle Umbau kann sich deswegen

10 → Zwarg, Robert: Die Architektur des Geistes und die Ahnung des Campus romans, S. 98–111.

11 → Baumgarten, Jens: Die Lage der Universität in São Paulo, S. 74–80.

12 → Martin, Reinhold: Craft Beer und Craft Architecture, S. 16–17.

13 Haeming, Anne: Literatur als Big Data. „Gute Programmierer wollen keinen Job an der Uni“, Spiegel online, 06.06.2016, <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/franco-moretti-als-ob-ich-die-literatur-an-barbaren-verrate-a-1096078.html>, zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.

14 → Ockman, Joan: Die amerikanische Schule des Brutalismus, S. 52–59.

selbst auf gewisse Forderungen beziehen, die von den Studierenden damals mit Vehemenz formuliert wurden.<sup>15</sup> Diese Forderungen hatten ihr staatsplanerisches Vorspiel in der Bildungsexpansion und den Universitätsreformen, der massiven Ausweitung universitärer Bildung. Die Ausweitung war an ein Versprechen geknüpft: Aufstieg durch Bildung. In eine gebaute Form gebracht wurde dieses Versprechen in Gestalt funktionalistischer Großprojekte, die sich explizit gegen den Traditionalismus der alten Universität wandten. Noch beim Gipfel von Lissabon 2000 formulierten die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union die Überzeugung, dass Bildung der Motor für das ausgegebene Ziel sei, Europa zum wettbewerbsfähigsten Wirtschaftsraum der Welt zu machen.<sup>16</sup> Die Universität wird dabei vermehrt ‚direkt produktiv‘. Im Rahmen von privatwirtschaftlich geförderter Drittmittelforschung ist sie an der Wertschöpfung genauso beteiligt wie in der Anrufung der Studierenden durch die Bereitstellung von Training, Coaching, berufsqualifizierenden Maßnahmen etc., als unternehmerisches Selbst schon während des Studiums tätig zu werden. Vom Erreichen dieses Ziels sollten die Bevölkerungen der Mitgliedsstaaten profitieren: Der verschränkte Dreischritt Wohlstand durch Wachstum, Wachstum durch Bildung und Aufstieg durch Bildung gehört spätestens seit den 1970er Jahren zu allen Versionen sozialer Marktwirtschaft. Die studentischen Proteste gegen die Bologna-Reform richten sich nicht gegen dieses Versprechen, sondern gegen seine marktförmige Ausführung. Mit der Finanz- und Staatsschuldenkrise 2007/2008, der Griechenlandkrise 2015 und der sogenannten Flüchtlingskrise 2015/2016 – im Kern: mit einer auch politisch gewollten Normalisierung der Krise – ist das Bildungsversprechen auch in der Europäischen Union enttäuscht. In diesem Sinne gehören die gewalttätigen Auseinandersetzungen in den Banlieues in Paris 2009, die Riots 2011 in England, die Platzbesetzungen in Athen 2011, die Aufstände in Stockholm und nicht zuletzt die aktuellen Auseinandersetzungen in Frankreich gegen die autoritäre Durchsetzung der Arbeitsmarktreform im Rahmen von *Nuit debout* in diesen Zyklus der Kämpfe hinein und markieren seine zweite Phase, deren Bilanz die Produktion eines neuen Massensubjekts ist: prekarisierte junge Erwachsene. Dieses Subjekt ist in vielfacher Hinsicht der Idealtyp einer finanzialisierten Gesellschaft als Ganzes, wenn auch seine Befriedung offenkundig noch nicht abschließend gelungen ist – und vielleicht auch nicht sein kann. Wenn die Humboldt-Universität die Subjektfigur von der Verwaltung von Wissensbeständen auf die Produktion von Neuheit (Kreativität; oder mit Gumbrecht formuliert: „Imagination“) umstellt, so muss dieser Aspekt unter enticherten Bedingungen im selbstverantwortlichen, unternehmerischen Subjekt erhalten bleiben.<sup>17</sup> Hält unsere Ausgangsthese – dass die spezifische Verräumlichung der Geisteswissenschaften Auswirkungen auf alle Subjekte hat, die in ihnen lernen, arbeiten, soziale Kontakte pflegen und auch leben, und dass sie ihre Subjektivierung in entscheidender Weise bestimmt – der Überprüfung stand, ist deren Zentralität kaum hoch genug zu veranschlagen.

Wen umfasst das „wir“, von dem im Ausgabentitel „Architekturen unserer Arbeit“ die Rede ist? Meint es, wie der Titel der Zeitschrift – „Grundlagenforschung für eine linke Praxis in den Geisteswissenschaften“ – zu implizieren scheint, diejenigen, die mit der Praxis der Geisteswissenschaften befasst sind: Geisteswissenschaftler\_innen? Diese Annahme wird durch die Thematisierung der Architekturen der Geisteswissenschaften in mindestens zweifacher Hinsicht fragwürdig. Als Erstes ist zu fragen, ob ausschließlich Geisteswissenschaftler\_innen an der Praxis der Geisteswissenschaften beteiligt sind. Diese Frage ist zu verneinen. Viel eher ist die geisteswissenschaftliche Arbeit durch eine Heteronomie gekennzeichnet, die gerade auch in einer räumlichen Trennung sichtbar wird. Wenn der Literaturwissenschaftler Albrecht Koschorke davon ausgeht, dass für eine geisteswissenschaftliche Doktorarbeit „eigentlich (nichts als) Ruhe“<sup>18</sup> nötig ist, klingt das anachronistisch, mag aber nichtsdestoweniger eine sympathische Volte gegen die Proliferation von Graduiertenkollegs, Verlängerungsanträgen und Tagungsbänden enthalten. Seine Annahme partizipiert jedoch an einer Unsichtbarmachung derjenigen Arbeiter\_innen (von Reinigungskräften bis Verwaltungsangestellten), die notwendig sind, die Autonomie des Geistes überhaupt herzustellen.<sup>19</sup> Damit steht jedoch nicht allein die Autonomie in Frage. Sie erscheint in ihrer klassen- und geschlechtsspezifischen Bedingtheit fragwürdig.

Zweitens ist zu fragen, ob überhaupt von *den* Geisteswissenschaftler\_innen gesprochen werden kann. Zwar nimmt der Diskurs um das Wissen eine grundsätzliche Gleichheit zwischen den an ihm Partizipierenden an: Die Annahme, dass es keine in einem Außerhalb der Wissenschaft begründete Privilegierung bestimmter Positionen (etwa durch Gott oder staatliche Autorität) gibt, ist notwendig für

- 15 Vgl. zur Umsetzung der auf die Proteste von 1968 folgenden Hochschulreformen und den teilweise den Forderungen entgegengesetzten Effekten: Bunia, Remigius: Der Sonderweg des Ordinariats, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.05.206, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/hochschulreform-der-sonderweg-des-ordinariats-14236528.html>, zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.
- 16 Vgl. Kruse, Wilfried: Lissabon 2000. Wachstums- und Bildungsoptimismus, in: Denk-doch-Mal.de, <http://denk-doch-mal.de/wp/wilfried-kruse-bildung-in-europa-gestern-zu-wenig-heute-zu-viel/>, zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.
- 17 Vgl. ganz grundsätzlich zu Subjektivierungsformen im Postfordismus, unter anderem mit direktem Bezug auf die Verschuldung zur Finanzierung universitärer Bildung: Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt am Main 2007; Lazzarato, Maurizio: Die Fabrik des verschuldeten Menschen. Essay über das neoliberale Leben. Berlin 2012. Und im engeren Sinne zur Bildung: Caffentzis, George; Federici, Silvia: Anmerkungen zur edu-factory und zum kognitiven Kapitalismus, Mai 2007, <http://eipcp.net/transversal/0809/caffentzifederici/de>, zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.
- 18 Koschorke, Albrecht: Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernichtung, in: Kimmich, Dorothee; Thumfarth, Alexander (Hg.): Universität ohne Zukunft?, Frankfurt am Main 2004, S. 142–157, hier S. 155.
- 19 → Vismann, Bettina: Eine Gebäudeunterhaltung, S. 94–96.



die Wissenschaftlichkeit moderner Wissenschaft selbst. Sie erlaubt und befördert jedoch die Perpetuierung realer Ungleichheiten und Privilegien, in die sich wiederum die gesellschaftlich wirkmächtigen Mechanismen von Sexismus, Rassismus und Klassismus einschreiben. Gilt Koschorkes Satz auch für die alleinerziehende Doktorandin, für die sich die Frage in den allermeisten Fällen dramatischer stellt als für den Doktoranden? Nur wenn man ihn ergänzt: Ihre „Ruhe“ muss produziert werden – wer wissen will, von wem, ist erneut bei der Frage angelangt, ob nur „Geisteswissenschaftler\_innen“ an der Wissensproduktion der Geisteswissenschaften beteiligt sind. Diese Asymmetrien zeigen sich nicht zuletzt auch in den bereits erwähnten architektonischen Arrangements. Umgekehrt wirkt die Architektur disziplinierend und kontrollierend auf Subjekte ein. Nach dem „wir“ zu fragen, heißt demnach auch, nach den Räumen zu fragen, zu denen „wir“ Zugang haben, die dieses „wir“ herstellen und die „wir“ durch unsere Arbeit produzieren und reproduzieren.

## Arbeit

Die Universität oder allgemeiner der höhere Bildungssektor ist nicht ein Beispiel der gesellschaftlichen Transformation im Zuge der Finanzialisierung unter anderen. Insbesondere in den industrialisierten Nationen mit sozialstaatlicher Absicherung ist ihm ein Modellcharakter zu konstatieren: Dabei bilden die Auftragsvergaben zur baulichen Gestaltung der Universitäten einen frühen Ort der Aushandlung unterschiedlicher Vorstellungen des Verhältnisses von Universität und Gesellschaft. Ideologisch verbrämt drückt sich der Umbau im euphemistischen Begriff der Wissensgesellschaft aus. Er findet seine architektonische Entsprechung in der Ausbreitung universitärer Raumtypen oder mindestens der Entlehnung ihrer Bezeichnungen durch die Unternehmen des digitalen Kapitalismus: Google, Apple und Co. haben keinen Besprechungsraum, sondern ein Lab(-oratory), kein Hauptquartier, sondern einen Campus. Der Begriff „Wissensgesellschaft“ besagt allerdings im Kern nicht mehr, als dass im Zuge der zunehmenden Automatisierung eine Verschiebung des Ortes menschlicher Arbeit stattgefunden hat, von der industriellen Fertigung von Massenkonsumartikeln (mit den korrespondierenden, auch räumlichen, Organisationsformen der Produktion: Fabrikarbeit, Taylorismus und Fordismus) zur Produktion von sogenannten immateriellen Gütern und Dienstleistungen und dem damit einhergehenden dominanten Status von ‚Information‘. Dabei rückt zumindest der Tendenz nach die menschliche Arbeitskraft aus dem Zentrum der Güterproduktion an deren Rand. Sie verändert ihre Form und ihren Ort. Karl Marx beschrieb diese Entwicklungstendenz in den *Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie* 1858, indem er davon sprach, dass die Arbeiter\_innen zu „Wächter[n] und Regulator[en]“<sup>20</sup> des Produktionsprozesses werden. In diesem Zusammenhang ist

es uns wichtig, vier Aspekte festzuhalten, die zu einer Schärfung des Begriffs von Wissensarbeit beitragen, gerade weil dann die Zentralität der Analyse ihrer Verräumlichung gegenüber dem Ideologem der Ortlosigkeit des Digitalen in den Vordergrund tritt. *Erstens*: Die Automatisierung selbst zieht Arbeit nach sich, die es ohne sie nicht gäbe. Automatisierung selbst ist kosten- und arbeitsintensiv. Nicht zuletzt geht sie auch mit einer massiven Ausweitung der Maschinenpflege einher.<sup>21</sup> Diese oft gering qualifizierte und gering entlohnte Arbeit reduziert menschliche Arbeitskraft zum Anhängsel der Maschinen im Dienste der Kapitalakkumulation, wie es Karl Marx und Friedrich Engels bereits für die Phase der ersten industriellen Revolution beschrieben haben. Es ist dabei allerdings nicht primär die manuelle Arbeitskraft, sondern es sind die kognitiven Fähigkeiten, die, in kleinste Arbeitsschritte zerlegt, in automatisierte Prozesse eingespannt werden (ein Beispiel hierfür ist die Überprüfung durch meist outgesourcte Angestellte, ob Inhalte einer Website Gewalt darstellen: ja/nein). Zudem findet diese Veränderung des Status der Arbeit in den westlichen Industrienationen in einer Situation massiver globaler Arbeitsteilung statt. Das liegt *zweitens* daran, dass menschliche Arbeit innerhalb des Systems der Weltmarktkonkurrenz im entwickelten Kapitalismus einerseits unter Umständen günstiger ist als deren Automatisierung und dass andererseits aufgrund des kapitalistischen Akkumulationszwangs die menschliche Arbeitskraft nicht vollständig aus dem Produktionsprozess verdrängt werden kann. Das bedeutet *drittens*, dass die sogenannte Wissensgesellschaft selbst ein Produkt einer Transformation der kapitalistischen Produktionsweise ist, die deren Form maßgeblich prägt. Sie ist keinesfalls, wie derzeit etwa öffentlichkeitswirksam der englische Journalist Paul Mason vorschlägt,<sup>22</sup> bereits im Kern postkapitalistisch. Dieser dritte Punkt ist deshalb zentral, weil er uns *viertens* darauf verweist, dass Wissen selbst kein neutraler, stabiler Gegenstand ist, sondern ein umkämpftes Feld von Gesellschaftsorganisation, in das die Formen dieser Organisation in all ihren Widersprüchen selbst eingeschrieben sind. Ein Umstand, den die Geisteswissenschaften auch deshalb analysieren könnten, weil er sie als konfliktuelle Praxis prägt.

Der hier schematisch beschriebene Prozess, der Ausgangspunkt für die Rede von der Wissensarbeit ist, schlägt sich auch in Umwälzungen in der Architektur nieder, wenn etwa leer stehende Fabrikgebäude von Museen, der Kreativindustrie und mittlerweile auch von Universitäten umgenutzt werden. Die Architektur

20 Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: MEW, Bd. 42, Berlin 1974, S. 19–875, hier S. 601.

21 Irani, Lilly: Justice for „DataJanitors“, in: Public Books, 15.01.2015, <http://www.publicbooks.org/nonfiction/justice-for-data-janitors>, zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.

22 Mason, Paul: Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden politischen Ökonomie, Frankfurt am Main 2016.



Abb. 5 Andrew Norman Wilson, Workers Leaving the Googleplex, 2011

bleibt bestehen, nur die vormalige Funktion (industrielle oder handwerkliche Produktion) wird durch eine andere (Wissensproduktion) abgelöst, genauer gesagt wird erstere ausgelagert (in andere Weltgegenden und/oder ins ‚Private‘ der Selbstunternehmer\_innen verschoben) und damit quasi unsichtbar gemacht. Die Nutzung postindustrieller Architekturen als Orte der Wissensarbeit partizipiert damit – gerade durch das vermeintliche Nacheinander unterschiedlicher Arbeitsformen im selben Raum – an der Behauptung der Hegemonie kognitiver und der Obsoleszenz manueller Tätigkeiten.<sup>23</sup>

Mit Google, dem Giganten des digitalen Kapitalismus, lässt sich jetzt konkretisieren, was es mit der Wissensarbeit auf sich hat. Es zeigt sich noch einmal, wie diese nur auf der Grundlage anderer, unsichtbar gemachter Tätigkeiten möglich ist. Andrew Norman Wilsons Videoessay *Workers Leaving the Googleplex* von 2011 nimmt seinen Ausgangspunkt in einer einfachen Beobachtung: Es zeichnet den Raumbezug des Arbeitens im Googleplex aus, dass die Mitarbeiter\_innen sich unabhängig über den sogenannten Campus bewegen, weil Arbeit und Freizeit individuell und flexibel festgelegt werden können. Google stellt seinen Arbeitnehmer\_innen für diese Auflösung der strengen Arbeitszeit, eines der zentralen Merkmale des postfordistischen Arbeitsregimes, zahlreiche infrastrukturelle Hilfsmittel zur Verfügung, etwa freie Fahrräder oder einen Shuttleservice nach San Francisco. Dieses Verhältnis der Mitarbeiter\_innen zu ihrem Arbeitsplatz ist dabei integraler Bestandteil der Unternehmensphilosophie. Wilson, zu diesem Zeitpunkt freier Mitarbeiter bei Google, bemerkt jedoch, dass eine Gruppe von Arbeiter\_innen den Campus gemeinsam pünktlich um 14 Uhr verlässt. Es ist diese Beobachtung, die ihn an jene Sequenz des ersten bewegten Films denken lässt, die seine eigene Arbeit nicht nur dem Titel nach inspiriert: *La Sortie de l'Usine Lumière à Lyon* von den Brüdern Lumière von 1895. Im Splitscreen treten das starre und geordnete Fabrikregime, wie es bereits 1895 in der Fabrik für Fotomaterialien der Lumières etabliert war, und die scheinbar fluide, freie und kreative Arbeitsweise des digitalen Kapitalismus, für die Google stellvertretend steht, nebeneinander. Dass es sich bei dieser Konzernrealität aus der Sicht von



Abb. 6 Auguste und Louis Lumière: La Sortie de l'Usine Lumière à Lyon, 1895

Google um einen den Markenkern beschädigenden Widerspruch handelt, legt der Umgang des Unternehmens mit diesem Phänomen nah. Als Wilson versucht, mit den Arbeiter\_innen nach ihrem Arbeitsschluss Kontakt aufzunehmen, wird ihm gekündigt. Die Arbeiter\_innen, die die Fabrik verlassen, untergraben durch ihre schlichte Anwesenheit und die Verräumlichung ihrer Arbeit Googles Selbstbild: Es zeigt sich, dass ihre menschliche Arbeitskraft nicht nur nötig ist, um die Automatisierung zu ermöglichen. Ihre Unsichtbarmachung soll Automatisierung auch da simulieren, wo sie (noch) gar nicht existiert: „[W]orkers are not only complementing automation; they are employed to simulate it.“<sup>24</sup> Pikant ist dabei, dass gerade die Arbeit dieser Arbeiter\_innen, die im Unternehmen „ScanOps“ genannt werden, die Grundlage eines der Projekte ist, mit denen Google seinen Anspruch auf eine Neuordnung des Wissens der Welt unter dem Paradigma von dessen freier Verfügbarkeit am prononciertesten ausdrückt: „In 2010 Google estimated that 130 million different books exist in the world and announced that by that end of the decade it would have digitized them all. The labor of the workers referred to as *ScanOps* consists in simply scanning books by hand, page by page. This group of workers lacks all the privileges of the former groups such as free meals, gyms, bikes, shuttle services, free talks and cultural programs. They are not allowed to move freely around the Google area.“<sup>25</sup>

Das Beispiel Google zeigt – und das ist zu bedenken, wenn die Rede von *Digital Humanities* ist – die weiterhin notwendige Abhängigkeit der Wissensarbeit von manueller Arbeit beziehungsweise die grundsätzliche Fragwürdigkeit dieser Unterscheidung unter Bedingungen des kapitalistischen Akkumulationszwangs: Insofern die Herstellung massenindustrieller Güter ebenso wie die Programmierung

23 → Deamer, Peggy: Arbeit(-räume) in der Architektur, S. 4–15.

24 Irani, Lilly: Justice for „Data-Janitors“, <http://www.publicbooks.org/nonfiction/justice-for-data-janitors>.

25 Altenried, Moritz: Unveröffentlichtes Manuskript, 2012.

eines Algorithmus auf der Basis von spezifischen sozialen Verhältnissen, nämlich dem Lohnarbeitsverhältnis, stattfindet, verdinglicht sich in ihnen auch dieses Verhältnis. Denn die automatische Nähmaschine und der Algorithmus sind selbst verdinglichtes soziales Wissen.<sup>26</sup> Dass diese grundsätzliche Doppelbestimmung unter Kapitalbedingungen keinen Ausdruck finden darf, zeigt sich auch in der Architektur. Während die Räumlichkeiten des Googleplex durch zahlreiche Fotografien bekannt und zum Prototyp der zeitgenössischen Bürolandschaft geworden sind, kennen wir die Gebäude, in denen die Bücher gescannt werden, lediglich von außen: Wenn Bertolt Brechts Satz gilt, dass uns die Fotografie einer Fabrik fast nichts über sie verrät, weil „die eigentliche Realität [...] in die Funktionale gerutscht [ist]“,<sup>27</sup> dann verrät uns die Existenz oder Nichtexistenz einer solchen Fotografie vielleicht doch etwas.

Die Frage nach der Arbeit stellt sich demnach erneut. Und zwar, wie die bisherigen Ausführungen gezeigt haben, nicht nur in Bezug auf die Arbeit der Wissenschaftler\_innen und ihre gesellschaftliche Anschlussfähigkeit, sondern auch hinsichtlich reproduktiver Arbeit, die diese Tätigkeiten sicherstellen und ermöglichen. Das betrifft also wieder das „wir“ des Ausgabentitels. Deutlich zeigt sich dies erneut im Blick auf die Architektur. An der beständigen (Wieder-)Herstellung universitärer Räume sind eine ganze Reihe von Personen maßgeblich beteiligt, die weder Studierende sind noch als Wissenschaftler\_innen arbeiten und die unter anderem mittels der diskursiven Marginalisierung der räumlichen Bedingungen der Geisteswissenschaften unsichtbar gemacht werden: Investor\_innen, Architekt\_innen, Ingenieur\_innen und Bauarbeiter\_innen, vor allem aber auch Reinigungskräfte, Sicherheitsdienst und das Personal des Hauservice. Impliziert ist eine hierarchische Zweiteilung von Arbeiter\_innen in *skilled* und *deskilled* beziehungsweise *unskilled*. Die einen sind für die eigentliche Aufgabe der Universität (ganz idealistisch: Forschung und Lehre) zuständig, die anderen stellen sicher, dass diese möglichst reibungslos ausgeführt werden kann. Als weitere Komponente ist die Verwaltung zu nennen, die in den letzten Jahrzehnten eine massive Ausdehnung erfahren hat. In diesem Teilbereich überlagern sich unterschiedliche Modi der Arbeit: von der Hilfskraft, die als Sekretär\_in arbeitet, über ausgebildete (und unbefristet angestellte) Verwaltungsmitarbeiter\_innen und in diesen Bereich gewechselte Wissenschaftler\_innen bis hin zu Wissenschaftsmanager\_innen sowie der Zunahme von ‚Verwaltungstätigkeiten‘ in den Arbeitsbereichen der Wissenschaftler\_innen selbst: Projektleitung, Mitarbeiterführung, Evaluation und Selbstevaluation, Aufsichtsräte etc.<sup>28</sup> Diese verschiedenen Abstufungen zeigen sich insbesondere in und anhand der Architektur. Dass die Reproduktion dieser als *skilled* und *un-* beziehungsweise *deskilled* klassifizierten Arbeitskräfte selbst teilweise in der Universität stattfindet und ihren gemeinsamen Rahmen in einer allgemeinen Tendenz zur Entsicherung findet, wirft uns auf den schlechten Witz von der Philosophin als Taxifahrerin und seinen Wahrheitskern zurück. Was beiden Bereichen dabei gemein

ist, ist eine zunehmende Tendenz zur Proletarisierung und Entsicherung (Outsourcing und Zeitarbeit, Wissenschaftszeitvertragsgesetz und Lehraufträge sind die jeweils sinnfälligsten Stichworte).

Vor dem Hintergrund dieses Befundes hat das vorliegende Heft einen deutlich engeren architekturhistorischen Fokus, als wir uns ursprünglich vorgestellt hatten. Das zeigt nicht zuletzt unsere eigene Schwerfälligkeit, aus disziplinären Grenzen ausubrechen. Die Hemmungen, sich selbst, die eigene Arbeit und die eigenen Praktiken zum Gegenstand zu machen, scheinen uns symptomatisch. Damit ist von uns keiner Privilegierung der individuellen Erfahrung als solcher das Wort geredet, sondern die Fokussierung auf die eigene Situiertheit gemeint. Dabei ist bereits das von uns gewählte Medium (wissenschaftliche) Zeitschrift charakteristisch für eine solche Begrenztheit und die Reproduktion von disziplinären Praktiken, Konventionen und Ausschlüssen – nicht zuletzt weil die Arbeit an ihr unter den uns gegebenen Bedingungen eigene Zwänge mit sich bringt.<sup>29</sup> Wir dachten, dass gerade das Thema Architektur als zugleich basales wie spezifisches Element einen Ausgangspunkt bieten würde, von dem aus über die allgemeine Frage der Arbeit der Geisteswissenschaftler\_innen nachgedacht werden kann. Dabei haben wir uns nicht genug Gedanken darüber gemacht, wie wir selbst zu einer solchen Wissensproduktion beitragen könnten. Den Druck und die Erfordernisse, denen akademisches Arbeiten selbst schon zum Karrierestart unterliegt, haben wir zu wenig in Betracht gezogen. Gewünscht hätten wir uns Beiträge, die sich mit dem Phänomen des Pendelns auseinandersetzen, jedoch nicht im Sinne einer romantisierenden Verklärung, die das Bahn-Comfort-Abteil des ICE zum Ort des akademischen Austauschs stilisiert und es mit der Rolle der Kaffeehäuser und Salons des 18. Jahrhunderts vergleicht<sup>30</sup> respektive zum Überholmanöver in Analogie zur eigenen philosophischen Frontstellung ansetzt.<sup>31</sup> Orte der Geisteswissenschaft außerhalb der Universität kommen so gut wie nicht vor, obwohl durchaus

26 Terranova, Tiziana: Red Stack Attack. Algorithmen, Kapital und die Automatisierung des Gemeinsamen, in: Avanesian, Armen; Mackay, Robin (Hg.): #Akzeleration#2, Berlin 2014, S. 125–144, hier S. 129.

27 Brecht, Bertolt: Der Dreigroschenprozeß, in: ders.: Werke, hg. von Werner Hecht u. a., Bd. 21: Schriften 1, Frankfurt am Main 1992, S. 448–514, hier S. 469.

28 Eine zukünftige Ausgabe der *Grundlagenforschung* wird sich mit der Verwaltung befassen, wir beschränken uns hier auf diese kurze Erwähnung.

29 Paul, Morten; Vogel, Felix: Editorische Nachbemerkungen, in: *Grundlagenforschung* 1, S. 163–167, [http://1.grundlagenforschung.org/GF1\\_Editorial.pdf](http://1.grundlagenforschung.org/GF1_Editorial.pdf), zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.

30 Vgl. Hübl, Philipp: Ich denke, also fahr ich, in: *Die Zeit*, 16.01.2016, online: <http://www.zeit.de/2016/01/ice-intellektuelle-pendler-akademiker-bahncomfort>, zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.

31 Vgl. Avanesian, Armen: Überschrift. Ethik des Wissens – Poetik der Existenz, Berlin 2014.

behauptet werden kann, dass mit der „künstlerischen Forschung“ ein für die Gegenwart typisches Feld mit seinen ganz eigenen Räumen entstanden ist, das sich in einer Entgrenzung der Universität einerseits, dem Universitärwerden von Kunst- und Kulturräumen andererseits ausdrückt. Überhaupt fällt die Rolle des konkreten Arbeitsortes, seiner Ausstattung und der Menschen, die für dessen Unterhaltung zuständig sind, wortwörtlich unter den Tisch.<sup>32</sup> Mit den hier vorgelegten Beiträgen zur architektonischen Dimension der Universität nach 1945 lassen sich aber Orte und Weisen der gesellschaftlichen Auseinandersetzung um das Wissen genauer bestimmen.

#### Bildnachweis

- |          |   |
|----------|---|
| Abb. 1–4 | Stills aus: <a href="https://youtu.be/T61JeeOEuX4">https://youtu.be/T61JeeOEuX4</a> |
| Abb. 5   | Still aus: <a href="https://vimeo.com/15852288">https://vimeo.com/15852288</a>      |
| Abb. 6   | Still aus: <a href="https://youtu.be/EXhtq01E6JI">https://youtu.be/EXhtq01E6JI</a>  |

32 Vgl. hierzu: Kaufmann, Therese: Materialität des Wissens, Februar 2012, <http://eipcp.net/transversal/0112/kaufmann/de>, zuletzt aufgerufen am 15.06.2016.





# Impressum

Hamburg 2016

Redaktion

**Morten Paul, Felix Vogel**

Diskussion

**Moritz Altenried, Anna-Maria Post,  
Philipp Schönthaler, Elias Wagner, Vera Wolff**

Übersetzungen aus dem Englischen

**Svenja Bromberg**

Korrekturat

**Katha Schulte, Nathalie Keigel**

Gestaltung

**Ina Römling**

Lithografie

**Heiko Neumeister**

Druck

**Interpress; Budapest**

herausgegeben durch

**Grundlagenforschung**  
Postfach 30 21 23  
10752 Berlin  
grundlagenforschung.org  
redaktion@grundlagenforschung.org

erschienen im

**adocs Verlag**  
**Oliver Gemballa**  
Annenstr. 16  
D-20359 Hamburg  
www.adocs.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISSN: 2363-7234

ISBN: 978-3-943253-18-4